

Bildungswesen

# Künstlicher Wettbewerb wirkt kontraproduktiv

Im Bildungswesen wird ein unsinniges Wettbewerbsspektakel inszeniert. Die Qualität in den Ausbildungen wird von Quantitätskriterien verdrängt. Dies hat fatale Folgen für die Wirtschaft und die Gesellschaft. Die Steigerung der Maturitätsquote führt nicht zu besseren Leistungen.

Von Mathias Binswanger, Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz und Privatdozent an der Universität St. Gallen.

– Wettbewerb wird heute allgemein als eine grossartige Sache betrachtet. Denn Wettbewerb, so meint man, bedeute, dass sich der Beste, die Beste oder das Beste durchsetzt und alle sich stets bemühen, immer noch besser zu werden. Folglich hat sich der Glaube verbreitet, dass die Inszenierung künstlicher Wettbewerbe auch in den Bereichen der Wirtschaft für immer mehr Leistung und Effizienz sorgen wird, wo es keine Märkte gibt. Das betrifft vor allem Wissenschaft, Bildung und das Gesundheitswesen, wo künstliche Wettbewerbe um ein möglichst gutes Abschneiden bei bestimmten Kennzahlen heute gang und gäbe sind. Diese Wettbewerbe führen aber nicht zu besseren Leistungen, sondern zur Produktion von immer mehr Unsinn. Sie bewirken, dass viele Menschen freudlos und gestresst mit Akribie und Fleiss Publikationen erstellen, Projekte durchführen, Untersuchungen anstellen oder Diplome machen, die in Wirklichkeit niemand braucht. Diese Produktion von Unsinn schafft zwar Arbeitsplätze, doch hat sie fatale Folgen für Wirtschaft und Gesellschaft: Sinn wird durch Unsinn verdrängt, Qualität durch Quantität und die Freude an einer Tätigkeit durch Zuckerbrot und Peitsche.

### Mehr heisst nicht besser

Besonders gut lässt sich diese Entwicklung im Bildungswesen aufzeigen. Dort sind sich Parteien, egal ob sie rechts oder links stehen, zumindest in einer Sache einig: Es braucht möglichst viele Investitionen in Bildung beziehungsweise Humankapital. Kein Wunder deshalb, dass

Tonnenideologien im Bildungswesen besonders populär sind. Je früher Kinder eingeschult werden, umso besser. Je mehr junge Menschen studieren, umso besser. Je mehr Weiterbildungskurse absolviert werden, umso besser. Und weil man das glaubt, braucht es natürlich auch künstliche Wettbewerbe, damit sich Menschen immer mehr um Bildung bemühen und sich die Anbieter (Schulen, Universitäten) und die über ihnen stehenden Behörden stets anstrengen, diese Bildung immer noch besser an den Mann und die Frau zu bringen. Auf höchster Ebene findet deshalb inzwischen ein absurder Wettbewerb zwischen Ländern und Regionen um den Anteil der jungen Bevölkerung statt, der eine tertiäre Ausbildung absolviert.

### Reformresistente Zahl der Intelligenten

Besonders deutlich spürt man dies in der Schweiz, die bei diesem Wettbewerb notorisch schlecht abschneidet. Dort absolviert nämlich nach wie vor ein relativ grosser Teil junger Menschen eine sogenannte berufliche Grundbildung (Berufslehre), die über Jahrhunderte eine hohe Qualität von Handwerk, industrieller Produktion und Dienstleistungen ermöglichte. Doch echte Qualität zählt nicht, wenn man beginnt, die Qualität der Bildung mit einem simplen, angeblichen Qualitätsindikator wie dem «Prozentsatz junger Menschen mit tertiärem Bildungsabschluss» zu messen. So fordern die Akademien der Wissenschaften Schweiz 2009 in ihrem Weissbuch, dass die Maturitäts- oder Abiturquote von ge-

genwärtig etwas über 20 Prozent auf 70 Prozent zu erhöhen sei.

In diesem Zusammenhang macht es Sinn, sich einmal zu vergegenwärtigen, was man in der Hirnforschung über Intelligenz weiss. Gemäss Gerhard Roth, dem Rektor des Instituts für Hirnforschung an der Universität Bremen, ist Intelligenz das Persönlichkeitsmerkmal mit dem höchsten Grad an genetischer Determiniertheit. Mit andern Worten: Die Zahl der intelligenten Schüler und Studenten ist weitgehend reformresistent und lässt sich durch Umgestaltungen des Bildungssystems nicht erhöhen. Wenn wir also den Anteil der Maturanden von gegenwärtig 20 Prozent auf 70 Prozent erhöhen wollen, dann klappt dies nur, indem wir das Niveau der Matura so lange absenken, bis 70 Prozent eines Jahrgangs in der Lage sind, diese zu bestehen. In verschiedenen Ländern war man in dieser Hinsicht schon recht erfolgreich. Ein deutsches Abitur zählt heute kaum mehr etwas, und in Finnland schaffen mittlerweile sage und schreibe 95 Prozent aller Schüler den Abschluss bei den dort 12 Jahre dauernden Einheitsschulen.

### Der Preis hoher Maturitätsquoten

Was aber ist die Folge derart hoher Maturitätsquoten? In erster Linie verbringen Jugendliche in diesen Ländern einfach viel mehr Zeit in Schulzimmern, wo sie die Zeit bis zur Matura mehr oder weniger gelangweilt aussitzen. Doch was dann nach der Schule kommt, ist weniger toll. Ein Grossteil dieser künstlich hochgezüchteten Maturandinnen

und Maturanden macht nachher gar nie einen Hochschulabschluss und bleibt irgendwo auf der Strecke. In Finnland sind das etwa die Hälfte der Maturanden, was die grossartigen 95 Prozent mit Gymnasialabschluss schnell wieder relativiert.

Das Problem ist aber, dass diese Schüler keine Berufsausbildung haben und zu keiner Zeit auf eine praktische Tätigkeit vorbereitet wurden. Kein Wunder, haben die Länder mit hohen Maturitätsquoten deshalb auch eine hohe Jugendarbeitslosigkeit, die 2009 in Finnland bei 19 Prozent und in Italien sogar bei 25 Prozent lag. Da wirken die 4,1 Prozent in der Schweiz doch sympathisch bescheiden. Eine hohe Maturitätsquote ist ein hervorragendes Mittel, um die Jugendarbeitslosigkeit zu fördern.

Doch es kommt noch besser. Diejenigen, die tatsächlich studieren, müssen dies zum grössten Teil unter Bedingun-

gen tun, unter denen akademische Bildung zu einem schlechten Scherz wird. In überfüllten Hörsälen versuchen sie, etwas von dem zu erhaschen, was früher einmal eine Vorlesung war und jetzt zu einer Art Rummelplatz geworden ist. Natürlich hat man auf diese allgemeine Degeneration der universitären Bildung in Ländern wie Deutschland längst reagiert. Der neue Trend heisst: Gründung von Elite-Universitäten, welche die Crème de la Crème des Nachwuchses ausbilden sollen. Auf diese Weise entsteht dann ein hoch elitäres Bildungssystem, bei dem nur noch das Studium an ein paar wenigen Elite-Universitäten zählt und der grosse Rest der Studenten seine Zeit an zweit- und drittklassigen Massenuniversitäten verplempert.

#### **Echte Stärken fördern**

Was im Weissbuch als ein Manko identifiziert wird, nämlich der geringe Anteil der Studenten in der Schweiz, ist somit in Wirklichkeit eine der grössten Stärken. Die Schweiz hat es bisher einigermaßen geschafft, die Entwicklung in Richtung Massenuniversitäten im Zaum zu halten und die Qualität der Ausbildung an Universitäten und Fachhochschulen zu wahren. Worauf es nämlich ankommt, ist nicht die Zahl der Studenten, sondern ob die intellektuell begabten jungen Menschen eines Landes eine qualitativ gute Ausbildung erhalten können.

Der Wettbewerb um möglichst viele Studenten führt dazu, dass sich auch all die jungen Menschen an Universitäten tummeln, die eigentlich ganz andere Begabungen besitzen. Eine berufliche Grundbildung machen nur noch diejenigen, die keine andere Wahl haben, und das hat fatale Folgen. Die Qualität der Facharbeiter und Handwerker geht immer mehr zurück, während Jugendliche, die ausgezeichnete Facharbeiter wären, sich zunehmend als mittelmässige Studenten an Fachhochschulen und Universitäten abmühen.

Doch das ganze Wettbewerbsdenken setzt nicht erst bei den Jugendlichen im Gymnasium bzw. an der Universität ein, sondern bereits im Kindergarten. Kinder sollen möglichst früh eingeschult werden, um dann sofort mehrsprachig sowie interkulturell und sozial kompetent für eine spätere Karriere herangezüchtet zu werden.

#### **Bürokratie ersetzt Qualität**

Und damit man auch weiss, wie erfolgreich dieses Heranzüchten in den einzelnen Ländern abläuft, hat man seit etwa zehn Jahren die sogenannten PISA-Tests, die es erlauben, das «Bildungsniveau» von Schülern in verschiedenen Ländern, Regionen und Schulen miteinander zu vergleichen. Folgerichtig hat sich sofort auch ein Wettbewerb um ein möglichst gutes Abschneiden bei diesen Tests etabliert. So sind Reformen und Veränderungen im Bildungswesen mittlerweile zum Dauerzustand geworden. Damit verbunden ist auch eine stets wachsende Bildungsbürokratie. Der Zürcher Psychologe und Hochschuldozent Jürg Frick schrieb dazu vor Kurzem: «Die Bürokratisierung nimmt von Jahr zu Jahr zu: Papiere, Konzepte, Programme, Formulare, Untersuchungen, Befragungen, Statistiken, Tabellen, Berichte, Leistungsvereinbarungen.»

Das Unterrichten, das «Kerngeschäft» von Lehrern, wird durch diese Tätigkeiten mehr und mehr vereinnahmt. Und um die Schulen und Universitäten herum entsteht eine gewaltige Verwaltungsbürokratie. So hat ein Schulpsychologe im Kanton Zürich für seine Gemeinde festgestellt, dass die Schülerzahl und die Klassenlehrerstellen zwischen 1975 und 2008 um 20 Prozent gestiegen sind. Die Stellenzahl in der Schulverwaltung stieg hingegen um 355 Prozent. Im Namen von Effizienz und Qualität wird hier eine neue Bürokratie errichtet, die der Qualität des Unterrichts letztlich schadet und den Lehrern die Freude an ihrer Arbeit verdirbt. —



**Symbolträchtiger Turm von Pisa:**  
Unsinnige Wettbewerbe können gut fundierte Bildungsstrukturen in Schiefelage bringen.